

Die Hose von Albert Anker

«Diese Hose hat Albert Anker beim Malen getragen. Sie ist von Hand genäht, vermutlich von seiner Mutter oder seiner Frau Anna.» Der ungefähr sechzigjährige Herr war kurz vorher in die Führung von Frau Sabine Vontobel geplatzt, die uns eloquent und zweisprachig durch das Wohnhaus des Künstlers im «Centre Albert Anker» in Ins führte. Wir waren im Atelier des Malers angelangt, das von den Nachfahren unverändert bewahrt worden ist. Frau Vontobel begrüßte ihn mit «Hallo, Matthias». «Darf ich mich kurz dazu gesellen?», fragte er, stieg mangels freiem Besucherstuhl über die Abschränkung, die die Ausstellungsgegenstände vor unbefugtem Berühren schützen sollte, und setzte sich auf den antiken Louis-Philipp-Stuhl beim Schreibtisch, an dem Albert Anker geschrieben und gelesen hatte. Ich war nahe daran, ihn auf seinen Faux-Pas aufmerksam zu machen, aber Frau Vontobel fuhr unbeirrt weiter, als ob der Mann zur Familie oder zur Ausstellung gehören würde. Es stellte sich bald heraus, dass er ein Urenkel und Erbe des Künstlers ist.

Als die Führung beendet war, stellte er sich als Matthias Brefin vor und anerbote sich, Fragen zu beantworten. Mit der Leidenschaft und Authentizität eines Familienmitglieds, das in diesem Haus gewohnt und drei Generationen der Ankerfamilie persönlich erlebt hatte, erzählte er uns die Geschichten, die ihn mit jedem Ausstellungsgegenstand verbinden, von den alten Fotos über die Gipskulpturen, den Vorlagen für Fayence-Malereien, dem Seil, das vom Dachbalken herunterhing, an dem Anker seine grossformatigen Leinwände gesichert hatte, bis zum Spinnrad, auf dem die Frauen damals, den Zwirn für neue Leinwände spannen.

Schliesslich holte er die blaue Arbeitshose hervor und fragte: «Woran denkt ihr, wenn ihr diese gefütterte Arbeitshose seht, die Albert Anker beim Malen trug?» Spontan rutschte mir «Jeans» heraus. «Genau! Kennt ihr die Geschichte der Jeans?», fuhr er fort. Wir kannten sie nicht.

Er erzählte: «Diese Hose aus speziell starkem Stoff trugen die Arbeiter in dieser Gegend im 19. Jahrhundert. Der Stoff kam aus Italien, wo die Hafendarbeiter und die Matrosen die Hosen aus dem strapazierfähigen Material bei der Arbeit trugen. Durch die Matrosen und die vielen Auswanderer, auch aus dem Bernbiet, gelangten die Kleidungsstücke nach Amerika, wo sie von den Cowboys, Landarbeitern und Goldgräbern übernommen wurden. Schnell verbreiteten sie sich in den USA. Da der Stoff aus Genua kam, nannte man ihn «gênes», abgeleitet vom alten französischen Namen der Hafenstadt. Da die Amerikaner «gênes» nicht richtig aussprechen konnten, wurde daraus «Jeans». Jacob W. Davis, ein deutscher Einwanderer verstärkte die Hose mit Nieten und liess sie 1873 patentieren. Levis Strauss produzierte die Hosen in den Anfängen des 20. Jahrhunderts, färbte sie blau und nannte sie «Blue Jeans». Er deklarierte den Ursprung des Gewebes aus Nîmes, woraus der Name «Denim» wurde. Die Zeitgenossen von Albert Anker waren also an der Entstehung der Jeans beteiligt», schloss er ab.

Stauend liessen wir den Stoff durch unsere Finger gleiten. Durch die Anwesenheit des Erben war uns sogar dieser Übergriff auf die Ausstellungsstücke erlaubt.

«Wisst ihr übrigens, woher die Redewendung «ich mache blau» kommt oder «der blaue Montag»? Auch dazu hatte Matthias Brefin eine überzeugende Antwort: «Das Gewebe wurde am Sonntag in ein Säurebad gelegt, um es blau zu färben. Am Montag legten die Färber die Tücher auf die Wiese, wo sie an der Sonne trockneten. Durch die Oxidation entstand die typische blaue Farbe. Da die Arbeiter am Montag nicht weiterarbeiten konnten, bis die Tücher getrocknet waren, hatten sie einen arbeitsfreien Tag, sie machten «blau». So entstand die Redewendung «ich mache blau» oder «der blaue Montag».

Unser Besuch im «Centre Albert Anker» hatte einen unerwarteten Wissenszuwachs erhalten. Und ich ein Thema für meine «Juli-Geschichte».

Zuhause machte ich mich an die Recherche, um zu prüfen, ob diese Geschichte belegbar sei. In einem Artikel las ich eine interessante Ausweitung: Das Färbebad war mit den Blättern der Färberwaide angerichtet, die das Indigoblau absonderte. Um den Prozess zu intensivieren, musste viel menschliches Urin beigemischt werden. Die Färber wurden von den Arbeitgebern angehalten, am Sonntag möglichst viel zu trinken und das Urin in das Säurebad zu schütten. Natürlich tranken die Arbeiter nicht nur Wasser. Auch Bier und Wein diente dem Produktionsprozess. Der blaue Montag kam den Färbern, und vermutlich auch den Frauen, ganz gelegen. So konnten sie den Kater am arbeitsfreien Montag ausschlafen, sie machten also «blau». Eigentlich eine ganz sinnvolle Arbeitsgestaltung, die später in den achtziger Jahren als «Blue Monday», einem freiwillig einziehbaren Freitag, in die Arbeitspsychologie Eingang fand. Leider musste die Idee in den neunziger Jahren wieder dem Effizienzdenken Platz machen.

Ob die Jeans immer noch mit menschlichem Urin eingefärbt werden, entzieht sich meinen Kenntnissen. Wenn meine Jeans ab und zu nach Urin rochen, habe ich die Ursache bisher nicht beim Färbeprozess gesucht.

Ein Blick in das «Centre Albert Anker» in Ins und mehr zur Frage: Was ist Kunst?

<https://www.srf.ch/play/tv/schweiz-aktuell/video/schweiz-aktuell-vom-31-07-2024?urn=urn:srf:video:831eab14-eb3e-4ff7-be75-3b15d0f40a18>